

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 52.

Montag den 28. Juni.

1847.

Verecunda.

Eine Klosterfuge von Leopold Kordesch.

Im weiten Klostergarten
Bei später, stiller Nacht,
Wo Alles ruht und feiert,
Der blaße Mond nur wacht:

Iert einsam und gespenstig
Die Gänge kreuz und quer
Die Schwester Verecunda
Mit leisem Schritt umher.

Bleibt sie am Wege stehen,
So blickt sie unverwandt
Zum hohen Sternendome
Mit seinem dunkeln Rand.

In ihren milden Augen
Abspiegelt sich das Licht,
Daß aus dem Silberantlig
Des Nachtgestirnes bricht;

Und große Thränen fallen
Auf herblich gelbes Laub; —
Sagt, welchem Seelenschmerze
Ziel Verecunda' zum Raub?

Hört ihr die weichen Töne,
Die leisen Klagen nicht?
Es ist die blaße Schwester,
Die weinend also spricht:

„Was theuer einst gewesen
Mir auf der schönen Welt,
Ich hab' es, Herr! verlassen,
Da ich auf Dich gezählt.“

„Wie auch die Freuden lockten
Ich gab' sie alle hin
Und keine eitlen Wünsche
Umgaukeln meinen Sinn.“

„Ein Leben nur da draußen,
Das war mir, wie Du weißt,
Gleich wie mein eigen Leben,
Von dem kein Band mich reißt.“

„Es war die liebe Mutter,
Mein süßes Mütterlein,
Mein einzig Glück auf Erden,
Mein Leben und mein Seyn.“

„Du hast sie abgerufen
Zu Deiner Engel Schar,
Ich seh' am Himmel blinken
Ihr liebes Augenpaar.“

In sanften Sphärenklängen
Tönt mir ihr Ruf, ihr Wort;
Wie könnt ich hier noch leben,
Wenn sie, mein Alles, dort? —

„Zieh, Herr! sie winkt so freundlich,

So mütterlich herab;

O laß', daß uns vereine
Gemeinschaftlich ein Grab!“

Drauf sinkt sie leise, leise
Auf eine Rasenbank,
Um — jenseits aufzuwachen
Zu Hora und Gesang.

Reisebilder eines Touristen.

Von Alexander Stoffiz.

(Fortsetzung.)

1. Bodlaser Grotte in Innerkrain.

Langsam und vorsichtig stiegen wir einen sehr steilen, mit niederen Bäumen und Gesträuchen dicht bewachsenen Abhang hinab. Zeitweise mußten wir uns an Nester anhalten, denn der Boden war schlüpfrig durch die aus Masse in Fäulniß gerathenen Blätter, welche der beginnende Herbst von dem Gehölze herabgeweht hatte. Der Abhang selbst führte zu einer hochgelegenen Schlucht, in welcher wir weglos einer Stelle zudrangen, von welcher eine Rauchsäule sich kräuselnd in die blaue Luft erhob. Es war 5 Uhr Nachmittags, als wir auf dem Grunde der Schlucht, die in einem mächtigen Felsenthore endet, eintrafen. Beiläufig zwanzig Schritte von diesem entfernt, loderte ein ungeheures Feuer, an welchem uns unsere Führer erwarteten; diese zündeten sogleich lange Kienfakeln an und zogen uns voran in die Grotte.

Der Eingang derselben, von sich gegen einander spreizenden Felsen gebildet, hat fast die Gestalt eines Dreieckes. Gleich beim ersten Schritt, den man in diesen macht, senkt sich der Boden ungemein steil in die Tiefe hinab, dabei bildet das aus einzelnen Felsenritzen herabtropfende Wasser schuhhohen, lehmigen Koch auf demselben, wodurch das Herabsteigen doppelt unangenehm wird, sowohl wegen des ermüdenden Hindernisses, als auch der fast senkrechten Abdringung des sonst ziemlich breiten Weges. Je tiefer wir hinabstiegen, desto schwächer wurde das von Oben herabfallende Tageslicht und ließ sich endlich nur noch wie ein bläulicher Schimmer wahrnehmen, als wir auf einem Trümmerhaufen aufeinander gefallener Felsenstücke anlangten, wo wir einen Augenblick anhielten.

Stillschweigend, nach dem zurückgelegten Wege schauend, konnten wir uns eines unbehaglichen Gefühles nicht er-

wehren, so groß war der Eindruck, welchen der Uebergang vom Anblicke einer romantischen Gebirgslandschaft in heller Beleuchtung des klaren Himmels zu dem von Nacht umhüllten, im röthlichen Lichte der Fackeln schimmernden Felsen hervorbrachte, und dieser Eindruck mußte um so größer bei dem Gedanken seyn, daß wir, eine lachende Natur hinter uns lassend, unheimlichen Räumen, in denen ewige Nacht herrscht, entgegen treten, ungewiß des Schicksals, das uns in denselben erwarte. Doch nicht lange dauerte diese üble Stimmung, denn größer ist des Menschen Wißbegirde, als das instinctartige Gefühl seiner Selbsterhaltung, welches ihm Gefahren ahnen läßt und ihn dadurch zu entmuthigen sucht, denselben entgegen zu treten.

Obwohl wir Anfangs die Gegenstände um uns kaum zu unterscheiden vermochten, so hatten sich doch bald die Augen an die Finsterniß gewöhnt; die Fackelträger vertheilten sich und es ward uns leicht, auch entferntere, schwach beleuchtete Stellen wahrzunehmen. Wir befanden uns in einem großen Raume auf einem von übereinander liegenden Steinen gebildeten Hügel, welchen wir, von Stein zu Stein klimmend, herabstiegen, bis wir uns endlich auf dem ebenen und eigentlichen Grunde der Grotte befanden, welche sich hier unregelmäßig ausbreitet. Sie schließt in ihrem weiten Raume mehrere solcher Trümmerhügel, wie wir einen so eben herabgestiegen, ein, auch stehen häufig einzelne Felsenstücke gleich Obelisken, umgeben von kleineren Steinblöcken, in mancherlei Lage, wodurch das Ganze das Ansehen einer durch Erdbeben zusammengestürzten Stadt gewinnt.

Diese Grotte theilt sich in zwei Seitenarme, welche tief in die Eingeweide des Berges, in welchem sich dieses Labyrinth befindet, führen. Wir traten zuerst in den rechten und verfolgten diesen in seinen mannigfaltigen Krümmungen durch noch mannigfaltigere Räume, welche bald geräumigen Gängen glichen, die künstlich in Felsen, mit Beobachtung der symmetrischen Höhe und Breite, gehauen zu seyn scheinen, manchmal sich aber doch verengen, daß wir sehr oft streckenweise gebückt und wohl auch am Boden kriechend, unsern Weg zurücklegen mußten, wobei der Rauch der Fackeln in Verbindung der niedern, verdorbenen Luft kaum das Athmen gestattete. Oft erweitern sich jedoch diese Gänge zu weiten Hallen, deren glatte Decken sich dort nur wenig neigen, wo die Schichten-Anlagerungen fast horizontal laufen und oft eine einzige Schichte die ganze Decke bildet. Manchmal lösen sich Stellen einer solchen Deckenschichte ab und fallen als Felsenstücke zu Boden, wo sie in Gruppen aufeinander liegen. Die Schichten selbst bestehen aus Kalkstein mit mancherlei Beimischung, wodurch sie gefärbt erscheinen, was mancher Grotte schöngestreifte Wände gibt, indem weiße Schichten mit grauen, schwarzen, gelben und röthlichen in verschiedenen Schattirungen abwechseln.

Aus vielen Oeffnungen der Felsen, sowohl an der Decke, als auch an den Wänden, sickert das mit Kalk geschwängerte Wasser hervor und bildet beim Verdunsten jene phantastischen Formen, welche am sogenannten Tropfstein allgemein bewundert werden. Schlanke Säulen von

diesem Gesteine verbinden den Boden mit der Decke und sind von ganzen Gruppen größerer und kleinerer Stalaktiten und Stalagniten umgeben, theils einzelne Zapfen, theils ganze Bündeln, theils auch lange, Orgelpfeifen gleichende, Reihen bildend, welche von der Decke herabhängen oder vom Boden emporstreben. An einigen Stellen hat der fallende Tropfen Pyramiden, an andern konische Hügel, mitunter auch andere phantastische Figuren gebildet; manche davon stehen auf zum Theile mit der bildenden Masse überzogenen Felsen, wo sie sich desto abenteuerlicher ausnehmen. Auch an den Wänden bemerkt man Fontainen und Drapperien ähnelnde Formationen. Die vorherrschende Farbe des Tropfsteins ist die graue, doch erscheint er auch gelb, viel seltener roth.

Schön, ja bezaubernd ist der Anblick, wenn man sich mitten zwischen solchen Gebilden befindet, welche vom schwarzen Hintergrunde grell abstechen und dabei vibrirend die Strahlen des Fackellichtes in funkelnden, bei jeder Bewegung sich ändernden Farben tausendfach reflectiren. Solch' ein Schauspiel entschädigt vollkommen für jede vorher gehabte Mühe; man verlängert in Betrachtung unwillkürlich die Augenblicke des Verweilens und kann sich nicht trennen von dem an's Fenchaste gränzenden Schauspiel einer unterirdischen Welt.

Nach einem fast stundenlangen Fortschreiten bemerkten wir, daß sich die Gegenstände auf dieser Seite in ihren schon gesehenen Abänderungen bloß wiederholen; wir traten daher unsern Rückweg an, kamen wieder in die erste Grotte und verfolgten dann den linken Seitenarm, zu dessen Oeffnung wir über eine mäßige Anhöhe von Gerölle gelangten. Nun schritten wir durch eine Reihe größerer und kleinerer Höhlen, oft kamen wir aus einer hochgelegenen in eine viel tiefere und mußten über Felsen hinabklettern, und gleich darauf auf der entgegengesetzten Seite eben so beschwerlich, um die nächste zu erreichen, hinanklimmen. Rechts und links münden sich fast in jeder dieser Grotten Seitengänge, die entweder bald endigen, oder in manchen Krümmungen, theils unter sich, theils mit den Hauptgrotten communiciren. Die Formationen dieser Grotte entsprechen vollkommen dem Charakter des rechten Hauptzweiges.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Zusammenkunft im Palais-Royal.

Aus dem Französischen des S. Henri Berthoud.

Eine der ältesten und populärsten Arcaden im Palais-Royal ist ohne Widerspruch jene Boutique, welche die Nummer »Einhundert und dreißig« führt. — Eines Morgens, als ter Molin, ein handeltreibender Schneidermeister, zu sehr früher Stunde seine beiden Diener befehligte, welche im Vordergrunde des Gewölbes Kinderkleider auskramten — ein Artikel, in welchem damals, wie noch jetzt, der Schwibbogen Nr. 130 sich auszeichnete — kühlte Vater Molin sich derb auf die rechte Schulter klopfen. Wenig zufrieden mit diesem energischen, vertraulichen Gruße, drehte er sich mit mürrischem Antlitze und verdrießlichem Maule um — allein er blieb erstaunt, erstarrt und verlegen stehen; seine Lippen, noch halb geöffnet, um zu zanken, schlossen sich durch

eine convulsivische Bewegung, und seine Hand hob sich mechanisch gegen den Kopf, als suchte sie, um zu grüßen, da einen Hut, wo sich gerade keiner befand. — Es stand nämlich vor dem Vater Molin die hohe Gestalt eines Unbekannten, dessen Haupt ein goldbetrester, mit Federn geschmückter Hut, ein Generalshut, bedeckte. Gestützt auf seinen Säbel, mit lebhaftem Auge und in die Höhe strebendem Schnurrbart, ließ der Fremde zwischen den Falten seines weiten Mantels hindurch die Goldstickereien seines Kleides sehen; endlich fiel das große Ordensband der Ehrenlegion auf seine Brust herab. — Einige Secunden lang standen sie nun, stumm und regungslos, einander gegenüber.

„Wohlan! Vater Molin, wie geht es?“ fragte zuletzt der Militärsmann, als er sich an dem Erstaunen des Schneiders sattfam geweidet hatte. — „Nicht übel, hoher Herr!“ erwiderte der kleine Mann, ohne recht zu wissen, was er sagte, und mit Staunen den General anstarrend, der ihm freundschaftlich die Hand reichte. — „Ah, so, du hast also dein Glück gemacht, daß du gegen deine alten Freunde den Stolz spielst? Sieh, eine Viertelstunde lang streck' ich dir schon die Hand hin, und du drückst mir sie nicht, sacrebleu!“ — „Um Vergebung, mein General, aber ich habe nicht die Ehre...“ — „Ei was! machen dich zehn Jahre so vergesslich, daß du deinen besten Freund nicht erkennst, deinen Wirthshauskameraden, den du so oft mit einem Glas Wein und einem Cotelette bewirthet hast — den fröhlichen Gardisten François — Joseph Lefebvre? Komm', mein Alter, weg mit der Ueberraschung! Umarme mich. Weil man Herzog von Danzig und Marschall von Frankreich ist, darum ist man doch nicht stolzer geworden, geh!... Ich lade mich bei dir zu einem Frühstück ein. Laß den besten Wein holen, zwei Coteletts, oder lieber vier, das wird nicht schaden; es lebe die Lustigkeit! Wir wollen auf die Zeit unserer Jugend trinken, und morgen dinirst du bei mir, in meinem Pallaste, mit meinem Weibe, der Frau Herzogin, die darum nicht stolzer und nicht schlechter ist, und die sich noch gar wohl erinnert, wie sie als Marketenlerin die Feldflasche auf der Schulter trug.“

Nun denkt euch die Freude, die Nührung des Vater Molin. Er lachte, weinte, umarmte den Marschall, drückte ihm die Hand, schrie zu seinen Zungen: „Das ist mein Freund François!“ und gab ihnen hundert entgegenge setzte Befehle wegen des Frühstücks. Der Herzog von Danzig lehnte, fast eben so bewegt, an dem viereckigen Pfeiler des Schwibbogens, als er sich seinerseits auf die Schulter klopfen fühlte. Er wandte sich um. — Sein Erstaunen und seine Bewegung glichen wenigstens dem Erstaunen und der Bewegung, von der Vater Molin eine Weile vorher so sonderbare Beweise geliefert hatte. Er erröthete, legte die Hand salutirend an den Hut und stammelte einige Worte, die eine Geberde des neu Angekommenen sogleich unterbrach. — „Marschall,“ sagte dieser, „ich habe meine Börse vergessen, oder vielmehr mir stehlen lassen. Ich gehe in ein Kaffehhaus, um zu frühstücken, und wie ich zahlen soll, finde ich, daß ich kein Geld bei mir habe. Ich weiß nicht, wie ich mir

aus der Verlegenheit geholfen hätte, würde ich Sie nicht von Weitem gesehen haben. Zahlen Sie meine Schuld diesem Kellner, der mich begleitet, und geben Sie ihm einen Napoleons'or Trinkgeld.“

Derjenige, der so mit dem Marschall sprach, war ein Mann von mittlerer Gestalt, dessen blauer Ueberrock und runder Hut, vermöge ihrer altoäterischen Form und ihres alterschwachen Zustandes, eher auf Armuth schließen lassen konnten, als auch die Freigebigkeit, mit der er den Kaffehhauskellner beschenkte. Als der Mann mit der Schürze bezahlt war, nahm der Fremde den Marschall unter den Arm und führte ihn ohne weitere Umstände fort. Bestürzt, seinen erlauchten Gast sich entfernen zu sehen, lief der Vater Molin dem Marschall sogleich nach. „Und unser Frühstück,“ fragte er, „und unser Frühstück, Franz?“ Der Herzog von Danzig trug ihm durch einen geheimnißvollen Wink Stillschweigen auf und folgte dem Unbekannten, mit welchem er bald hinter den Arcaden verschwand.

(Schlus folgt.)

Fenilleton.

Ein Auffichtsverein für Kostkinder — tritt in Wien nächstens in's Leben. Der Zweck dieses Vereins ist, über die Pflege derjenigen Kinder zu wachen, die nicht bei ihren Aeltern, sondern bei andern Personen, ohne unter der Aufsicht einer öffentlichen Anstalt zu stehen, erzogen werden, und darauf hinzuarbeiten, daß das Wohl solcher Kinder nicht durch Unwissenheit, Leichtsin, Noth, Habgucht u. dergleichen gefährdet werde.

In Paris soll eine deutsche Pfarrkirche — errichtet werden, indem die zahlreichen deutschen Arbeiter des Faubourg St. Antoine, deren Zahl auf 60.000 angegeben wird, an die beschöpfliche Curie ein Gesuch gerichtet haben, daß für sie ein Gottesdienst in deutscher Sprache eingerichtet werde, da sie wegen unzulänglicher Kenntniß der französischen Sprache so gut wie ohne Kirche sind.

Eine Sclavengeschichte. — Am 19. October 1846 war der Sclave Michel, zur Pflanzung Vercal bei Marie-Galante auf Guadeloupe gehörig, bei der Arbeit, obwohl er schon seit acht Monaten an dem den Schwarzen eigenem Magenübel litt. Das Gesetz von 1846 verbietet, die kranken Sclaven arbeiten zu lassen. Beauftragt, Reisigbündel von dem äußersten Ende der Pflanzung zu holen, sinkt der kranke Neger unter der Last ohnmächtig nieder. Sein Herr, der Sieur Felias Boullogne, ruft den Sclavenaufseher mit der Peitsche (das Gesetz von 1846 verbietet die Peitsche). „Haue den Hund, bis das Blut fließt!“ schreit Boullogne. Der Befehl wird vollzogen, das Blut fließt in Strömen, aber der Neger kommt nicht zu sich. Man läßt ihn auf dem Felde liegen, wo die kühle Nachtlust seine Sinne belebt; — er schwankt in's Hospital, entspringt nach einigen Tagen aus diesem und klagt. Die Gerichte beginnen eine Untersuchung, schicken aber bis zur Beendigung derselben den armen Neger wieder nach seiner Pflanzung zu seinen Peinigern zurück; dort muß er wieder arbeiten, wird geprügelt und — ist nach drei Monaten, noch vor Beendigung der Prozedur, todt. Die Untersuchung weist alle diese Thatsachen nach, wie auch, daß Boullogne oft dem armen Michel eine Gesichtsmaske von Eisenblech vorlegen ließ. Die Aerzte bezeugten, daß der ganze Hauptorganismus zerstört, der ganze Körper nur eine große Wunde gewesen sey, und Herr Boullogne, der sich nicht einmal die Mühe nimmt, diese Anklagen zu läugnen, wird zu vierzehn Tagen

Gefängniß verurtheilt. Angesichts solcher Gräuelt that man sich, ob das im Jahr 1847 in den Besitzungen desselben Frankreichs geschehen kann, das vorgibt, seit 50 Jahren allen andern Völkern die Fahne der Aufklärung und der Civilisation voranzutragen?

Erzherzog Carl's Monument. — Se. Majestät, der Kaiser, beabsichtigen dem hochseligen Erzherzoge Carl ein Monument errichten zu lassen, aber nicht von Pompejo Marchesi, sondern von Schwanthaler, welcher den ehrenvollen Auftrag bereits erhalten haben soll. Von der Genialität dieses Meisters läßt sich das Erhabenste und Großartigste zur Ehrung des heimgegangenen Helden erwarten.

Mumenschlich. — In Berlin wurde dieser Tage ein unmenschlicher Vater vor Gericht gezogen, der seinen siebenjährigen Knaben, so oft dieser um Brot bat, mit einem Pfriemen durch das Ohr gestochen und so an einem Brette befestigt hatte. Der Knabe wird von Gerichtswegen auf Kosten des unbarmherzigen Vaters bei menschlichfühlenden Pflegeältern untergebracht werden.

Königin Isabella von Spanien. — Unter der Ueberschrift: „Lebensart der Königin Isabella,“ erzählen französische Blätter: „Obwohl sie Königin, oder vielmehr weil sie Königin, soll Isabella II. eine wahre „Löwin“ seyn; nicht wie man das in Paris versteht, sondern in der eigentlichen Bedeutung des Wortes: die Gattin des Königs der Wälder. Wenn Isabella die Krone verlieren sollte, sie würde sie vertheidigen können, die Lanze in der Hand; denn „sie schlägt sich, wie Griefier,“ und es ist ihre Lieblingsherholung. Ihre Zeit bringt sie in folgender Weise zu: Um 3 Uhr, d. h. wohlverstanden, des Nachmittags, steht sie auf. Kaum gekleidet — die Toilette nimmt am wenigsten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch — läßt sie eine sehr leichte und elegante Equipage vorfahren, die ein Geschenk der Königin von England ist, und führt selbst das schäumende Gespann mit verhängten Zügeln. Man speist um 5 Uhr; gleich nach der Tafel übt Isabella sich im Fechten oder Pistolenschießen, dann reitet sie spazieren. Heimgekehrt, wird gespielt, getanzt oder gesungen bis 1 Uhr Nachts. Dann beginnt der Rath der Minister, dem die Königin immer präsidirt. Hat sie sich hier hinreichend besprochen, so entläßt sie die Minister und bleibt allein bis 7 Uhr, dann geht sie zu Bett in dem Augenblicke, in dem ihr Gemahl, der sich um 11 Uhr zur Ruhe begibt, aufsteht.“

Dalmatinisches Sprichwort. — „Wenn ein Jüngling Käse isst, schneidet er die ganze Rinde weg; wenn ein Verheiratheter Käse genießt, so schabt er bloß an der Rinde; wenn aber ein Mann, der Kinder hat, Käse speist, so bläst er bloß den Staub von der Rinde weg.“

Unter die bedeutendsten Honorare — gehören die, welche die Pariser „Revue“ zahlen. Die „Revue des deux Mondes“ zahlt für den Bogen 150—250 Frs. (die letztere Summe erhält z. B. Heine); die „Revue Nouvelle“ 120, die „Revue Indépendante“ 80 Frs.

Blumenfreunden — wird die Nachricht von Interesse seyn, daß es dem Gärtner Libert in Lüttich gelungen ist, prächtigen gefüllten Glieder in fast blauer Farbe zu ziehen.

Papierkorb des Amüsanten.

An dem Zollhause bei London kam kürzlich ein komisches Ereigniß vor. Ein dralles, junges Landmädchen begab sich mit ihrem Liebhaber auf ein Schiff, das am Quai lag und Auswanderer nach Amerika bringen sollte, um auch mit in die neue Welt zu schiffen und dort sich mit dem Geliebten zu verheirathen. Sie besaß ein bares Vermögen von

1400 Thaler, das sie dem Capitän zur Verwahrung gegeben hatte. Kaum war das Paar auf dem Schiffe angekommen, als der Bräutigam Geld von dem Mädchen verlangte. Sie weigerte sich bestimmt, da er keines brauche; er aber sagte ihr ohne langes Zögern kält Lebwohl, wünschte ihr eine glückliche Reise und kehrte an's Land zurück. Die Verlassene dagegen trat auf das Verdeck, redete die zahlreich Versammelten an und sprang dann nicht etwa dem Ungetreuen nach in's Wasser, sondern rief laut, wenn einer der anwesenden jungen Männer die Stelle des Ungetreuen einnehmen wolle, würde sie ihn sofort annehmen. Ein hübscher junger Maurer besann sich nicht lange, erklärte sich bereit, den Handel einzugehen, wurde auf der Stelle angenommen und begab sich auf das Schiff, das in der nächsten halben Stunde unter Segel ging.

„Wollen Sie bei mir essen?“ fragte ein Irländer seinen Freund. — „Mit Vergnügen!“ — „Es ist aber nur ein freundschaftliches Mahl.“ — „Was haben Sie denn?“ — „Gefalzenes Rindfleisch und Kartoffeln.“ — „Ei curios! mit Ausnahme des Rindfleisches habe ich heute zu Hause ganz dasselbe.“

Begeisterung für Jenny Lind! Bei einer Vorstellung der Lind schwenkte das ganze Parterre Hüte und Taschentücher. Ja, der Enthusiasmus ging so weit, daß ein begeisterter Zuschauer, welcher unglücklicher Weise sein Taschentuch zu Hause gelassen hatte, seinem Nebenmann ein Tuch aus der Tasche stahl, nur um mitzuschwenken zu können!

Ein Reisender fragte einen Bauer um den Weg. Da antwortete dieser: „Geh der Herr nur links nach dem Baum zu, und dann rechts bei dem Felde vorüber, wo vor zwei Jahren mein Haber gestanden ist!“

Literatur.

Dr. Johann Nep. Vogl hat bei A. Strauß sel. Witwe und Sommer in Wien vor Kurzem sein schon früher beifällig aufgenommenes Sagen- und Legendenbuch, betitelt: „Karthäuser-Nekken,“ in zweiter Auflage erscheinen lassen, das er jetzt um einige Gedichte vermehrt hat. Das Werk zählt 29 metrisch bearbeitete fromme Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit, von denen mehrere schon früher in verschiedenen Journalen abgedruckt erschienen, so z. B. die Legende von der „Pförtnerin,“ im zweiten Jahrgange meiner Zeitschrift „Carniola“ (im Jahre 1839), deren eifriger Mitarbeiter Herr Dr. Vogl war. Die „Karthäuser-Nekken“ zeichnen sich, wie alle Dichtungen dieses geachteten, populärsten Dichters unserer Monarchie, durch echte Einfachheit, originelles Erfassen des Gegenstandes, sinnige Sprache und kräftige Durchführung aus. Der Verlag aber wollte wahrscheinlich auch seinerseits alles aufbieten, um dieses schöne, jedem frommen Leser warm zu empfehlende Buch durch eine würdevolle Ausstattung bestens auszukümmern. Die Legenden sind daher überraschend schön mit Kanzlei-Schriftlettern gedruckt und mit großen, rosenfarbigen, gothischen Initialen verziert. Die Seiten sind überdies mit farbigen Rändern eingefast und das Titelblatt ist besonders passend zu dem Ganzen, indem es uns im Farbendrucke die herrliche Mönchsschrift veranschaulicht. Das Buch (134 Großoctav-Seiten stark) empfiehlt sich schon dadurch, daß es den Dichter Vogl zum Verfasser hat und in unserer schalen, materiellen und porcellenen Zeit eine zweite Auflage erforderte, und da überdies der Preis (brochirt 1 fl. G. M.) ein mäßiger ist, so dürfte es auch in den 3 Buchhandlungen Kaisbach's Nachfrage und den verdienten Abgang finden.

In demselben Verlage erschien, ebenfalls in zweiter, sehr vermehrter Auflage, eine kleine Broschüre: „Der Kahlenberg bei Wien und seine Bewohner,“ von Dr. Johann Nep. Vogl. Den Freunden der Geschichte überhaupt und allen jenen, die je eine Excursion auf diesen Berg gemacht haben, wird dieses Werkchen eine willkommene Spende seyn, weil darin erstere die Geschichte des einstigen Camaldulenser Klosters und die Statuten dieses Ordens, letztere die Topographie der Dertlichkeit so gründlich, als angenehm beschrieben finden. Das Buch (70 Octavseiten stark) ist überdies mit einer schönen Bignette und zwei Holzschnitten geziert.

Leopold Kordesch.